

(Nachdruck verboten.)

181

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bock.

Ein Duzend Fäuste tanzten auf Kalmucks Rücken. Obgleich er sich mannhaft wehrte, wurde er windelweich geprügelt. Dann schafften sie ihn ins Spritzenhaus. Dort stand eine Totenbahre. Darauf banden sie ihn mit Stricken fest und ließen ihn liegen, bis ihn, durch sein Wimmern herbeigelockt, der Nachtwächter befreite. —

Als später Gast fand sich zur Bräut der Lehrer noch ein. Ihn besonders zu ehren, befahl der Dokheimer, daß Wein aus dem Keller heraufgeholt werde. Das köstliche Getränk behagte allen, nur der Notring blieb bei seinem Schnaps.

Der Lehrer war nicht bloß ein gescheiter Kopf, sondern auch ein vortrefflicher Gesellschafter. Wo er erschien, verbreitete er Fröhlichkeit um sich. Kaum daß er warm geworden war, schlug die Stimmung unter den Bräutigästen um. Ein Jux jagte den anderen, und das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Von des Magisters guter Laune angesteckt, begab sich der Bürgermeister seiner Würde und sang:

„Wäaste net, wu Bombach leit?
Bombach leit bei Saase,
Wu die schiene Mädcher sein
Met de lange Nase.“

Und der Notring setzte darauf:

„Ach Gottche, sprach Lottche,
Siwwe Kinnercher un lei Mann,
Die Kinnercher hatwwe Läufercher,
Und die Fra hat kein Stamm.“ —

Nach Mitternacht brach man auf. Die Männer hatten sämtlich einen „scheppen Gang“. Nur die Frauen bewahrten ihre Haltung. Jede trug als kostbare Beute vom Kampfsplatz einen halben Kuchen im Schnupfstuch heim.

13.

Der Kaufmann und Viehhändler Moritz Edelschild aus Bellersheim hatte seine Karriere als Hausierer begonnen. Mit einem Paß Wollwaren besuchte er die Städtchen und Dörfer des Kreises und schlug im Lauf der Jahre so viel Geld dabei heraus, daß er in seinem Heimatort ein Haus erwerben und ein Manufakturwarengeschäft errichten konnte. Dem rastlos Tätigen, der keine Mühe scheute, wo's einen Groschen zu verdienen gab, stand seine Frau, eine stattliche Brünette, zur Seite. Die sechs Kinder, die sie ihm gebar, drei Knaben und drei Mädchen, wurden sorgfältig erzogen. Den Knaben erteilte der Pfarrer so lange Privatunterricht, bis sie zum Besuch einer höheren Schule vorgebildet waren. Später widmeten sie sich dem Kaufmannsstand. Von den Mädchen verheirateten sich zwei nach Kurbessen, während die Jüngste, die ein wenig hinkte, bei den Eltern blieb.

Der Moritz Edelschild lebte wie die meisten Juden auf dem Land streng religiös. Niemand hätte ihn dazu vermocht, am „Schabbes“ etwas zu verkaufen. Dann saß er im Feiertagsrock in der Stube oder vor dem geschlossenen Laden und gab sich seinen Betrachtungen hin. —

Es war ein Mann von ansehnlicher Gestalt. Ungeheure Ohren flankierten das von grauem Vollbart umrahmte Gesicht, aus dem eine stark gebogene Nase hervorprang. Lebhaft braune Augen verrieten großen Verstand. —

Es begab sich, daß der Moritz Edelschild mit seiner Familie den Sederabend, den Vorabend zum Passahfest, feierte. Angetan mit dem schneeweißen Sterbegewand las er Frau und Kindern aus der „Sagada“ vor und trank herzerfreuenden Wein aus silbernem Pokal, der, wie das Gesetz vorschreibt, viermal gefüllt werden muß. Vor ihm stand das „Charoses“, der braune Teig, der den Lehm versinnbildlicht, woraus die ägyptischen Sklaven Ziegel bereiten mußten, das „Moror“, das bittere Kraut, das an die Leiden der Kinder Israels während der ägyptischen Gefangenschaft gemahnen soll, endlich das Ei, das Symbol der Umwälzung.

Und er las von den Taten des Tyrannen Pharao und von den Wundern, die Gott an seinem Volk getan. Und sein freudiger Gesang erscholl: „Herr, nun bau Deinen Tempel auf

im nächsten Jahr zu Jerusalem, in diesem Jahr noch Knechte, im nächsten Jahr freie Männer!“

In dieser „Nacht der Freiheit“ klopfte es an die Tür, und ein junger Mann aus dem Hannöberschen trat herein. Er war auf einer Handelsreise begriffen und fragte den Hausherrn, ob er den Sederabend mitfeiern dürfe. Den Juden ist das Gastrecht heilig. Sogleich ward ihm ein Platz eingeräumt.

Und siehe da, der junge Mann aus dem Hannöberschen fand an der jüngsten Tochter des Hauses, die ein wenig hinkte, Gefallen. Man zog Erkundigungen über ihn ein und hörte, daß er von „betuchen“ Leuten stammte. Gref Schwuos*) erschien er als Freier und wurde mit offenen Armen empfangen. Bald nach seiner Verheiratung trat er in das Geschäft seines Schwiegervaters ein, das sich unter seiner Mitwirkung zu einem „Kolonial- und Manufakturwarengeschäft“ erweiterte.

Der Moritz Edelschild sah seine Sache in guten Händen und wandte sich mehr und mehr dem Viehhandel zu. Auch ließ er Gelder aus, wobei er keineswegs Wucherzinsen nahm, sondern nur von seinen Klienten verlangte, daß sie sich beim Ein- und Verkauf des Viehs seiner Vermittlung bedienten und allerlei Waren von ihm bezogen, die freilich nicht zum billigsten waren.

Einer seiner größten Schuldner und besten Kunden war der Zacharias Allendörfer. Dieser hatte sich mit Leidenschaft der bündischen Bewegung unter den Bauern angeschlossen, die auf eine tatkräftige Vertretung der ländlichen Bevölkerung in allen gesetzgebenden Körperschaften hinwirkte, den Kampf gegen die „Noten“ und die „Handelsleute“ verkündete und eine lebhafteste Agitation für die Genossenschaften in die Wege leitete.

Mit den Handelsleuten verhielt es sich in Wahrheit folgendermaßen: gewiß gab es hie und da gewissenlose Ausbeuter, die dem Landmann zum Verderben gereichten. Seitdem jedoch die Darlehnskassen ins Leben getreten waren, entlichen vom Juden nur die noch Geld, die sich bereits auf einer schiefen Ebene befanden. Beim Viehhandel waren die jüdischen Händler einfach unentbehrlich, und wer da glaubte, ihrer Vermittlung entraten zu dürfen, kehrte wieder zu ihnen zurück.

Noch am selben Abend, da im Haus des Dokheimerberz die Bräut gefeiert wurde, erfuhr der Moritz Edelschild in Bellersheim, daß der Zacharias Allendörfer sein Gut dem Max verschrieben habe. Er erfaßte sofort die Situation. Zwei Wege standen ihm offen, seine Forderung zu retten, die achtausend Mark betrug. Entweder ließ er durch seinen Advokaten den Vertrag anfechten, wozu er berechtigt war, weil der Karges etwas abgetreten hatte, das ihm nur teilweise gehörte, oder er einigte sich mit dem Max, dergestalt, daß dieser die Schuld seines Vaters übernahm. Das letztere schien ihm am ratsamsten.

Beim Grauen des Tags brach er von Bellerheim auf, und der Zufall wollte, daß er den Max auf dem väterlichen Hof traf, eben damit beschäftigt, die guten Sachen, die seine Mutter für ihn zurecht gemacht hatte, in seinen Tornister zu packen.

„No, man kann Dir gratulieren,“ begrüßte der Handelsmann den Soldaten.

„Ja,“ erwiderte der Max, ohne sich in seinem Tun stören zu lassen.

„Chammer!“ dachte der Moritz und sagte mit Lebhaftigkeit: „Dem Dokheimer sein einzig Kind, Massel toff!“

Der Max schien keine Lust zu haben, sich in eine Unterhaltung einzulassen. Er deutete auf den Garten: „Wann Du mein Vater sprechen willst, he is bei den Bienenstöck.“

Der Moritz änderte plötzlich die Tonart.

„Wer sagt, daß ich Dein Vater sprechen will? Ich hab mit Deinem Vater niz mehr zu schaffen. Dich will ich sprechen.“

„Mich?“

*) wohlhabend.

**) Pfingstabend.

***) großes Glück.

„Zarwohl, Dich. Ich hab net viel Zeit. Ich muß in die Stadt zu meinem Advokat.“

Nichts Gutes ahnend ging der Maß voran ins Haus, die Treppe hinauf in seine Kammer.

Der Edelschild folgte ihm dorthin, schob pustend die Mühe zurück und begann: „Was man net all erlebt! 's mögen zehn Jahr her sein, da bin ich an Deinem Vater seinem Hof vorbeigegangen. Und Dein Vater hat an der Einfahrt gestanden. Und ich hab gefragt: „Nix zu handeln, Karges?“ „Gerad kommst Du recht,“ hat Dein Vater gesagt, „'s gibt was zu handeln. Ich hab da eine Kuh. 's is kein Untätigen dran, aber sie paßt mir net. Du sollst sie haben für sieben Karlin. Und kannst mir bringen eine andre Kuh.“ „'s is gut,“ hab ich gesagt, „ich werd erst sehen, ob ich was find für Dich.“ Die Woch drauf hab ich Deinem Vater eine Kuh gebracht, eine schöne Kuh und hab gefordert acht und eine halbe Karlin. „'s soll mir recht sein,“ hat Dein Vater gesagt. „Du nimmst meine Kuh, ich nehm Deine Kuh und zahl Dir anderthalb Karlin eraus.“ „Karges,“ hab ich gesagt, „warum willst Du Beschores machen? Ich weiß doch, Deine Kuh is eine Zopplern“) und darfst sie mir geben für fünf Karlin, ich will sie net.“ Und Dein Vater hat gestiefent,**) hat seine Zopplern behalten und hat gekauft meine Kuh für acht und eine halbe Karlin. Von dem Tag an hab ich mit Deinem Vater Geschäfte gemacht. Un der wird net anders sagen können, ich bin gewesen ein reeller Mann. Und Dein Vater is gekommen nach Bellersheim und hat gesagt: „Morih, ich brauch Geld.“ Und ich hab ihm gegeben Geld. Und er is wieder und wieder gekommen und haben sich zusammengelappert achtausend Mark. Nu hat bei uns angefangen die Antisemiterei. Und Dein Vater is marschirt mit den Bläffern durch dick und dünn. Und mein Schwiegerjohn hat gesagt: „Wie kommst Du mir vor? Du läßt dem Alledörfer, dem Rosche, Dein Geld? Er soll zahlen. Er wird nicht können zahlen, und Du wirst ihn verflagen.“ „Simon,“ hab ich gesagt, „überleg Dir emal, was is mit der ganzen Antisemiterei? Die Preußen haben sie bei uns eingeschleppt. Vern mich unser Bauern kennen. Die sind bei Gott keine Rejschoem. Jetzt schreiben sie gegen die Juden, weil sie meinen, sie müßten schreien, und werden auch wieder aufhören zu schreien. Unsere Zeit haben schon so viel durchgemacht, sie werden auch das noch durchmachen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Schnee.

In unserem Tieflande kann der Schnee schon im Oktober und noch im Mai fallen. Die Gebiete, die mehr nach Osten und Norden gelegen sind, besitzen eine längere Schneefallperiode als die westlichen und südlichen; sie erstreckt sich in Westdeutschland auf 140 bis 160 Tage, in Leipzig umfaßt sie aber bereits den Zeitraum von 140 bis 270 Tagen, und im Hochgebirge ist auch im Hochsommer der Schnee eine gewöhnliche Erscheinung.

Durch seine weißen Sendboten macht der Winter Vorstöße weit in den Süden hinein; gelegentliche Schneefälle kann man noch in Nordafrika von den Atlasländern bis Unterägypten beobachten, und es schneit noch manchmal auf den Azoren und den Bermudasinseln. Europa ist aber der einzige Erdteil, der in seiner gesamten Ausdehnung in der Schneefallzone liegt. Die hohen kalten Luftregionen sind die Wiege des Schnees; dort gefriert der Wasserdampf zu feinen Eiskristallen, zu zierlichen Schneekristallen, die seit lange durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen das Auge der Forscher entzücken. Es sind winzige Gebilde, mitunter so klein, daß erst 1600 der Nadeln und Sternchen ein Gramm wiegen. Einzelnen fallen sie aber nicht in der Regel zur Erde nieder, auf dem weiten Wege durch den Luftraum stoßen sie zusammen, vereinigen sich zu Gruppen und Haufen, bilden die uns wohlbekannteren Schneeflocken. Wir wissen alle, daß sie bald kleiner, bald größer sind, Schneeflocken von 2 bis 3 Zentimeter im Durchmesser kann man nicht selten sehen. Manchmal fallen aber vom Himmel lodere Schneebälle; so hat der Engländer Lowe zu Chesstone Schneeflocken gesammelt, die 7 bis 9 Zentimeter im Durchmesser hielten; diese Flocken hatten ein Gewicht bis zu 1½ Gramm, und eine einzige ergab geschmolzen 14 bis 16 Tropfen Wasser. Im Jahre 1892 wurden im Erzgebirge sogar 12 Zentimeter große Flocken beobachtet; auf 1 Quadratmeter Boden fielen 5 bis 12 dieser Ballen.

Ist das Wetter kalt, bleibt der Schnee liegen, häuft er sich zu einer dichten Decke an, so ist über Nacht und Tag das Landschaftsbild

verändert, und auch in das Treiben der Menschen greift der Schnee ein. Auf den Landstraßen werden Wagen durch Schlitten ersetzt; Schellengeläute erklingen; der echte Winter hat bei uns Einzug gehalten, und ein Unglück ist er durchaus nicht. Mag der moderne Verkehr vorübergehend unter den Schneetüchern leiden, der Landmann begrüßt die Schneedecke mit Freuden, denn sie schützt seine Saaten.

Der frischgefallene Schnee ist ein lockeres Gebilde, im Durchschnitt enthält er 11 Proz. Eis und 89 Proz. Luft. Wenn er länger liegen bleibt, so fällt er zusammen, wenn die Sonne seine Oberfläche anschnilt, so wird er dichter, aber immer bleibt er noch porös; selbst ein alter Firnschnee im Hochgebirge ist bis zu 50 Proz. seiner Masse mit Luft durchsetzt. Darin gleicht er den Federbetten, die wegen ihres Luftgehaltes uns im Winter warm halten, und in der Tat ist er auch das große Federbett, mit dem die Natur die durch Rinde und Holz nicht geschützte Pflanzenwelt zudeckt, damit die zarteren Kräuter und Gräser nicht erfrieren. Schon wenn die Schneedecke eine mäßige Höhe aufweist, gewährt sie beträchtlichen Schutz; beträgt ihre Dicke 20 bis 30 Zentimeter und zeigt das Thermometer an der Luft — 27 Grad Celsius, so ist der Boden unmittelbar darunter noch nicht fest gefroren und zeigt in Meter-tiefe + 5 Grad Celsius. Bei andauerndem strengen Froste kühlt sich allmählich auch der Schnee mehr und mehr ab; immer aber mächtig er die Wirkung der Kälte. In Katharinenburg in Rußland hat man einen Bodensted fortwährend frei vom Schnee gehalten. Der Boden fror 3 Meter tief ein, unter der 67 Zentimeter hohen Schneedecke drang aber der Frost nur ¼ Meter tief in den Boden ein.

Aber noch in einer anderen Hinsicht nützt der Schnee den Pflanzen. Unsere Lungen spüren, wie rein und klar die Luft unmittelbar nach einem Schneefall ist. Kein Wunder, denn die Milliarden und Milliarden von Schneeflocken fangen alle Staubteilchen, die in der Luft schweben, auf und reifen sie zu Boden nieder. Da dieser Staub zum Teil organischer Natur ist, so wird dadurch eine feine Humusschicht unter der abgeschmolzenen Schneedecke abgelagert, welche die Fruchtbarkeit der Felder erhöht; außerdem saugt aber der Schnee gasförmige stickstoffhaltige Verbindungen aus der Luft auf; mit dem Schmelzwasser dringen sie in den Boden und dienen später den Pflanzen als Nahrung; ein altes Sprichwort sagt darum mit Recht: der Schnee düngt.

Wenn ein tüchtiger Schneefall eintritt, wenn den ganzen Tag hindurch Schneeflocken auf Schneeflocken herniedertwirbeln, dann bildet sich plötzlich eine mächtige Schneedecke. Bei uns im Tieflande beträgt sie aber bei einem einzigen Schneefall selten mehr als 30 Zentimeter; bleibt nun der Schnee liegen, ohne zu schmelzen, bis neue Schneefälle kommen, so wächst die Schneedecke an; dann kann tatsächlich „alles im Schnee vergraben sein.“ Das ereignet sich hauptsächlich im Gebirge, wo noch Schneetücher die Täler verschütten; dann verschwinden Hütten in 6 Meter hohen Schneetüchern; dann liegt wie am Sonnenlid der Schnee bis zu 20 Meter hoch.

Im Tieflande hat aber die Schneedecke keinen so langen Bestand. Der Frost wird bald durch Tauwetter abgelöst, manchmal ertweist er sich aber hartnäckig, und so blieb im Jahre 1879/1880 der Schnee 40 Tage lang in Mittel- und Süddeutschland liegen. Im Jahre 1869 fiel in Magensfurt Schnee am 27. Oktober und erhielt sich, durch spätere Fülle verstärkt, 168 Tage lang! Das erinnert schon an die klimatischen Verhältnisse in Sibirien, wo bereits um Mitte September die Natur sich in ihr Winterkleid hüllt und die Schneedecke bis in den April, ja in den nördlicheren Gegenden bis in den Mai liegen bleibt. Auch hier ist sie nicht unwillkommen. In Gegenden, wo es keine Eisenbahnen gibt und die Wege schlecht sind, bildet sie die Bahn des Verkehrs; gerade im Winter reist man hier am liebsten, und auch der Warentransport wird mit Vorliebe auf Schlitten besorgt. In den Ländern und in den Steppen Sibiriens und Rußlands können aber Schneefälle eine Nocht und Stärke erreichen, daß sie zur höchsten Gefahr für Menschen und Tiere werden. Dort treten auch im Winter heftige Wirbelstürme auf, die unter dem Namen Burane übel bekannt sind. Ein solcher Sturm treibt förmliche Schneehosen, wirbelt den gefrorenen Schnee in so dichten Massen auf, daß Menschen und Tiere darin ertrinken. Das Vieh flieht vor dem Winde und läuft ohne anzuhalten vielleicht 100 Werst, und nicht selten stürzt es in die Abgründe oder über steile Ufer hinab und kommt um. Durch einen einzigen Buran wurde einmal alles Vieh einer Kirgisenhorde ins Saratowsche Gouvernement gejagt, wobei 10 600 Kamele, 280 500 Pferde, 30 480 Stück Hornvieh und über 1 Million Schafe verunglückten. Man schätzte den Verlust auf 13,5 Millionen.

Ähnliche Winterstürme, die mit Schneetreiben und heftiger Kälte verbunden sind, kommen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vor. Man nennt sie Wlizzard, und sie treten hauptsächlich in Idaho, Montana, Dakota, Minnesota und Manitoba auf. Ein Wlizzard, der am 8. Januar 1873 gewütet hat, brachte über eintaufend Menschen den Tod. Diese Stürme brechen aber auch an der Atlantischen Küste los, und Professor Faye schilderte einen, der im März 1888 sich ereignete, folgendermaßen: „Der Wlizzard ist ein Schneesturm, der von einem außerordentlich raschen und tiefen Sinken der Temperatur begleitet ist. Am 9. und 10. März 1888 war der Himmel zu Philadelphia klar und die Luft warm; am 11. März begann der Südwestwind zu wehen und brachte einen warmen Regen. Das Thermometer zeigte 16 Grad Celsius. Die plötzliche Temperaturänderung trat um 11 Uhr abends ein; der Regen verwandelte sich innerhalb 10 Minuten in Graupeln, dann

*) So nennt man eine Kuh, die ihre eigene Milch aus dem Euter saugt.

**) geschwiegen

in ein Gemisch von Schnee und Hagel. Der Wind, der von Südost nach Nordwest umgesprungen war, begann nach Mitternacht sturmartig zu wehen. Er warf zu Philadelphia Tausende von Bäumen um. Das Thermometer sank unter —18 Grad Celsius. Der vom Winde gepfeifte Schnee häufte sich zu Bergen an, die der Frost zu einer festen Masse gestaltete. Als der Tag anbrach, war alles Leben gelähmt, denn alle Verbindungen waren abgeschnitten. In der Chesapeake-Bai scheiterten 30 Schiffe, in der Delaware-Bai 22 und 60 Schiffe wurden ans Ufer geworfen. Auf einem an der Küste von Maryland ans Ufer getriebenen Schiffe wurde die gesamte Schiffsmannschaft erfroren aufgefunden.

Die klimatischen Bedingungen in Deutschland sind für die Entstehung solcher Schneestürme nicht günstig. Wenn auch bei uns im Schneegestöber hin und wieder Menschen sich verirren und in der Kälte umkommen, so bleiben solche bedauernswerten Unfälle doch mehr vereinzelt. Glücklicherweise werden wir von solchen Katastrophen wie die geschilderten in unseren Wintern verschont. —
C. Falkenhofst.

Kleines feuilleton.

ab. Beim Vor. Ueber die Vorkahrt war man sich also einig, auch über den Tag, nur noch nicht über das Ziel. Urbod, Hasenheide oder irgend eins von den großen Lokalen, wo Hochjubiläum angekündigt war?

Frau Pennemann war für den Urbod; das sei doch wenigstens was echt Berlinisches. Vater Pennemann war's „janz egal“. 's Bier war ja doch allemal deselbe. Tante Gustchen fand den Urbod zu roh, und Onkel Fritz schlug die Hasenheide vor: „Da sind die Bayern, und 's is jemütlich.“ Onkel Karl war auch dafür; die Bayern sind 'mal was andres. Ja, man wollte zu den Bayern gehen.

„In die Mächenskneipe?“ Frau Pennemann zog die Augenbrauen misstrauisch zusammen.

„Na, Dein Oller wird Dir ja nich gleich durchbrennen,“ meinte Onkel Fritz.

„Und bei de Bayern ist's so gemütlich,“ redete Tante Gustchen zu. „Das sind doch da nich sone Kellnerinnen wie in de Berliner Mächenskneipen. Die sind doch anständig!“

„Pouffieren wer'n se ooch schon,“ meinte Frau Pennemann.

„Au, wenn schon!“ sagte Onkel Fritz.

Frau Pennemann warf ihm einen entrüsteten Blick zu: „Au, wenn schon! Det kannst Du sagen; Du hast leere Frau, aber de verheirateten Männer sollen die Mächens in Ruhe lassen.“

„Na, ich tue ihnen ja jar nichts,“ entschuldigte sich Vater Pennemann.

Es blieb also bei den Bayern.

Der große Saal war schon dicht gefüllt. Auf den ersten Blick war es überhaupt schwer, noch einen leeren Platz zu entdecken. Eine blaugraue Dunstwolke lagerte über dem riesigen Raum, dazu ein wirres Durcheinander schreiender, lachender, singender Stimmen. Es legte sich förmlich lähmend auf die Sinne.

Onkel Fritz steuerte seiner Gesellschaft voran ruhig durchs Gewühl. Er konnte sich offenbar schon aus. Er unterhandelte bereits mit der Kellnerin um den Platz, als die andern erst ankamen.

„Also fünf Krüge, Pepi; nich zu lange warten lassen, wir haben Dorscht!“

„Na — wie allemal.“ Pepi verschwand mit einem Lachen.

„Und hier soll's anständig sind?“

Frau Pennemann ließ die Blide schießen: „Na weeste! Sieh mal, wie der da drüben de Kellnerin in de diden Arme kneift!“

„Jott, laß ihm doch det bischen Verjuügen! Seine Frau hat vielleicht nur Stöder!“

„Fritz, wenn De anzüglich wirst — sollste mal sehen!“ Frau Pennemann beugte sich über den Tisch, als wollte sie ihrem Schwager ins Gesicht fahren.

Onkel Fritz lachte.

„Er hat Dir doch jar nich jemeint,“ suchte Tante Gustchen zu begütigen: „Er redt ja von den seine Frau.“

„Ach wat, Frau is Frau, aber du hältst immer Deine Brüder de Stange. Laß Du Dir doch von Deinem Mann betriegen, meiner darf's nich.“

„Das wird er sich auch nie erlauben. Was Pennemann?“ fragte Onkel Karl ernsthaft.

Pennemann brummelte in seinen Bierkrug und antwortete nicht weiter.

Onkel Fritz lachte malitiös vor sich hin:

„Aber die Pepi is 'n niedliches Ding,“ sagte Tante Gustchen.

„So'n richt'ges draalles Münchner Madl.“

„Die Niedlichste von allen!“

Onkel Karl, der die Bayerinnen mit Kemmerbliden gemustert hatte, nickte.

„Wo ich hinsehe, sind se immer niedlich,“ sagte Onkel Fritz gewichtig.

„Na, Du kennst Dir aus!“ Tante Gustchen lachte.

„Na, ich weech nich, was Ihr an se habt, an so'n Schanmächen. Pennemann, Du brauchst se nich so anzukucken! Wat wirst Du'n det Frauenzimmer für Blide nach? Au fang mir nich sowat an, verstehste!“

„Aber Luischen“, begütigte der Gatte.

„Aee id bin jarnich Luischen, id bin tüdlich, wie 'n Affe.“

„Jeder tüdlich, so jut wie er kann“, sagte Onkel Fritz.

„Wat willstest damit gemeint haben?“ Frau Pennemann fuhr empor. „Du hör überhaupt auf! — In so'ne Lokale schleppste einen, wo de Mächens mit de Männer anbandeln, und Du läuffst auch immer mit.“ Sie warf Tante Gustchen einen wütenden Blick zu. „In so'ne unanständigen Lokale läuffste mit.“

„Na, erlaub mal, dies is ja doll! Wie konnste einem denn so was sagen?“ Tante Gustchen wurde ebenfalls tüdlich.

„Ein Profit — ein Profit — der Gemütlich-keit!“

Onkel Fritz hielt den Bierkrug zwischen beide und fiel in den Mundgesang mit ein.

„Au willstest Einen auch wohl noch verhochnepiebeln?“ Frau Pennemann war wütend. „Pennemann und Du sitzt da, wie ne Schaute, wat läfste Dir denn alles jefallen?“

„Laß Dir 's nich jefallen, Pennemann“ schrie eine Stimme vom Nebentisch herüber. Man war auf den Tisch aufmerksam geworden.

„Pennemann muß auf!“

„Pennemann, zieh de Hosen an!“

Ein dröhnendes Gelächter.

„Eins — zwei — drei — Guffa!“

Ueber Frau Pennemanns Schultern weg kam ein Bierkrug und klang an ihren an.

„Das is ja ne Frechheit!“ schrie Frau Pennemann.

„Ein Profit — ein Profit — der Gemütlich-keit!“

Zwei, drei, vier andere Krüge folgten dem ersten. Frau Pennemanns Gütbänder flogen.

„Roch 'ne Lage?“ fragte Pepi und langte über Pennemanns Schulter weg nach dessen leerem Krug.

„Jetzt fällt se ihm schon um'n Hals,“ rief Frau Pennemann.

„Jetzt hab ich aber wirklich genug!... Pennemann, jetzt stehste auf und kommst nach Hause!“

„Aber, Luischen!“ flehte der Gatte.

„Aber, Luischen!“ rief Onkel Fritz.

„Aber, Luischen... aber, Luischen!“ Ein paar andere Stimmen nahmen es auf.

„Nun seid doch bloß ruhig, man liest ja nach uns!“ sagte Tante Gustchen gedämpft.

„Aa und da soll ich wohl dran schuld sein? Was süht Ihr einen denn in solche Bude, wo de Mächens mit de Männer anbandeln. Mit Euch bin ich überhaupt fertig!... Pennemann, jetzt komm!“ Sie nahm ihren Mann am Arm und schob ihn dem Ausgang zu.

Durch's Lokal klang wieder der Mundgesang: „Ein Profit — ein Profit — der Gemütlich-keit!“

c. Die Hebung einer ganzen Stadt. Zu den zahlreichsten wunderbaren Ingenieurleistungen, die amerikanischer Unternehmungsgeist in der durchgreifenden Lageveränderung ganzer Städte bereits vollbracht hat, gesellt sich als neueste die Hebung der Stadt Galveston, deren Geschichte Watson Davis in der „American Review of Reviews“ erzählt. Galveston liegt am östlichen Ende einer langen niedrigen Insel an der Küste von Texas, an der auf der einen Seite die Brandung des Golfs von Mexiko schäumt, während auf der anderen die ruhige Wasserfläche der Galveston-Bai sich ausdehnt. 53 Dampferlinien und neun Eisenbahnlinien laufen an diesem Punkt zusammen. Die Stadt führt etwa ein Drittel des Weizenexports aus den ganzen Vereinigten Staaten aus und steht unter den Ausfuhrhäfen des Landes an dritter Stelle. Allgemein bekannt wurde der Name der Stadt in Folge des furchtbaren Unglücks, das sie am 8. September 1900 heimsuchte. Vom Golfe her ergoß sich eine riesige Sturmflut über die ganze Stadt und brachte mehr als 5000 Menschen den Untergang, während der materielle Schaden sich auf etwa 17 Millionen Dollar belief. Man glaubte, daß Galveston nun der Vergangenheit angehören würde, aber so leicht läßt sich der Amerikaner von widrigen Verhältnissen nicht beugen; unmittelbar nach dem Unglück begannen die Einwohner der Stadt mit dem Wiederaufbau, und es wurde ein gigantischer Plan ausgearbeitet, der die Stadt vor der Wiederholung einer solchen Katastrophe endgültig schützen sollte. In vier Monaten hatten drei bedeutende Ingenieure die Pläne zur Ausführung eines festen Betonwalls längs der Golfküste zu einer allgemeinen Hebung des Niveaus der Stadt entworfen. Zwei Jahre nach dem Sturm wurde die Arbeit in Angriff genommen, und im Juli des Jahres 1904 war zunächst der große Wall vollendet. Er ist aus massivem Beton, 16 Fuß hoch, an der Basis 16 Fuß und oben 5 Fuß dick, und er zieht sich 3/4 englische Meilen an der Küste des Golfs entlang. Nach der Seite des Meeres zu ist er überdies durch Wellenbrecher und Steinschüttungen geschützt. Schwieriger noch als die Errichtung des Walls gestaltete sich das Problem der Hebung der Stadt. Es bedeutete nicht weniger, als daß der ganze Boden der Halbinsel vom Wall bis zum Ufer der Bai hinüber mit Sand aufgeschüttet wurde, und zwar am Wall um 17 Fuß und an der Bucht um etwa 8 Fuß. Der Geschäftsteil der Stadt in der Nähe der Bai mit seinen vielen großen Steingebäuden liegt geschützt und brauchte daher in das zu hebende Gebiet nicht mit einbezogen zu werden. Zur Ausführung des Planes ließ man vor allem vier gewaltige Sandbaggermaschinen kommen, die zusammen mit zahlreichen kleineren Maschinen die Arbeit, das Material zur Auffüllung herbeizuschaffen und zu verketten, erledigten. In der Mätsche des Meerewalles wurde ein Kanal gegraben, der, nach seiner Fertigstellung, sich 2 1/2 englische Meilen lang erstreckt, 200 Fuß breit und

21 Fuß tief sein soll. Das Material, das zur Erhöhung des Bodens verwendet wird, ist Seefand aus der Bucht. Die Saugbaggermaschine dampft in die See hinaus und senkt ihr Aufnahmerohr auf den Boden hinab. Dann fördern die Maschinen halbflüssigen Sand und Wasser in das Boot, und ist nun die Baggermaschine ganz geladen, so fährt sie in den Kanal zurück. Durch mächtige Röhrenstationen mit 42zölligen Röhren wird alsdann die Ladung der Baggermaschine auf den zu hebenden Boden der Stadt, deren Straßen auf den Kanal münden, befördert und ausgebreitet. Der Sand setzt sich, und das Wasser fließt ab. So schreitet die Hebung des Stadtniveaus vom Rande des Kanals nach der Bucht zu fort. Ist die Hebung beendet, so werden die Baggermaschinen ihre Ladung in den Kanal selbst entladen und ihn so allmählich ausfüllen, so daß er wieder beseitigt wird. Die Arbeiten werden Tag und Nacht fortgesetzt, jede Baggermaschine macht fünf oder sechs Rundfahrten in 24 Stunden. Am 1. Januar 1907 sollen nach dem Kontrakt alle Arbeiten vollendet sein. Dann werden 250 Menschen in etwas über zwei Jahren tatsächlich einen ganzen Berg gebaut haben. Etwa 3000 Gebäude sind in der Stadt zu heben; die Kosten dafür werden von den Eigentümern getragen. —

Musik.

Romische Oper: „Don Pasquale.“ — Als man dem italienischen Komponisten Donizetti mitteilte, Meißner Rossini habe seinen „Barbier von Sevilla“ in vierzehn Tagen hingeschrieben, erwiderte er: „Das glaub' ich; der war schon immer ein Faulpelz!“ Er aber schrieb seinen „Don Pasquale“ einschließlich Textbuch in acht Tagen. Seine Routine in der Führung des musikalischen Dialoges und in dem Ausschütten von wirklich ansprechenden Melodien war groß genug dazu; und im übrigen brauchen wir heute auf die Oberflächlichkeit der Mache keinen Stein mehr werfen. Der dramatischen Kunst jener Dialogführung wird auch die strengste ästhetische Kritik von heute kaum viel anhaben können; und überhaupt sind die komischen Opern der Italiener von dem üblen Rufe der ersten Opern jener Zeit ausgenommen. „Don Pasquale“ steht überdies ein gut Stück höher, als der „Barbier“. Dazu gehört auch die Fülle schwieriger Gesangsaufgaben in dieser Oper. Sie läßt jenes Stück nicht leicht zur Repertoireoper werden. Hier und da taucht sie an der Hand irgend eines italienischen Gastes wieder auf, und auch in Berlin gab's in der letzten Zeit eine solche Wiedererweckung.

Die Aufgabe, aus diesen Werken ein Repertoirestück zu machen und ihm alles moderne Können zu widmen, vielleicht sogar die von uns längst gewünschte Rettung der älteren Spieloper überhaupt anzubahnen, schien für die Direktion unserer jungen Romischen Oper verlockend zu sein. Vorgeföhren (Dienstag) haben wir denn diese Erstaufführung bekommen. Eine Glättung des Textes, zumal eine, welche die Akzente im Deutschen den musikalischen Akzenten anpaßt, hatte sich schon längst als dringlich erwiesen. Sie wurde bereits vor einigen Jahren von einem Dichter und einem Musiker, O. J. Bierbaum und W. Kleefeld, in Angriff genommen und zuerst 1902 irgendwo außerhalb Berlins zu einer Neuaufführung benutzt. Nun kam diese neue Verdeutschung auch diesmal auf die Bühne. Soweit wir ohne vergleichende Materialstudien sehen, erfüllt sie gut ihren Zweck.

Die Aufführung war schlechtweg vortrefflich. Die Direktion hat gezeigt, daß sie ein Gesamtdrama bis ins einzelne hinein künstlerisch vorführen kann. Allerdings traten wieder die szenischen Bilder, nach Karl Wajset, etwas gar anschaulich hervor; Gelb, Orange und Rot herrschten diesmal vor. Vier Sänger bewältigten die schwierigen Aufgaben in musterhafter Weise. Voran stand Hedwig Francillo-Kauffmann mit ihrer Wiedergabe einer jungen Witwe, die einem alten Liebesgeden zum Schein aufgedrängt wird. Diesen selber, also die Titelrolle, sang Ludwig Mantler; er machte aus dem komischen Alten ein wirkliches Menschenwesen. Den Anstifter der komischen Verwickelungen, den Arzt Malatesta, gab der tenorale Bariton Hans Egenieff, den Liebhaber Jean Adolowitch. Durch eine Indisposition des letztgenannten hindurch konnte man immer noch seine hohe Gesangstechnik und dramatische Intelligenz bewundern. Das Orchester konnte manchmal zurückhaltender sein. —

Physikalisches.

en. Neues von den N-Strahlen. Unter den vielen unsichtbaren Strahlenarten, die im Lauf der letzten Jahre entdeckt wurden, waren die N-Strahlen wohl die merkwürdigsten, denn einmal sollten sie vom menschlichen Körper, namentlich von dem arbeitenden Gehirn oder den bewegten Muskeln ausgehen, und zweitens übertrafen sie an Unsichtbarkeit alles bisher Dagewesene. Diese Eigenschaft ging so weit, daß eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten sich von ihrem Vorhandensein durchaus nicht zu überzeugen vermochte und vielmehr die Ansicht äußerte, daß sich ihr Entdecker, Professor Blondlot in Nancy und nach ihm noch manche anderen Physiker getäuscht haben müßten. Ein wichtiger Kopf verglich die Sache geradezu mit dem bekannten Märchen von des Kaisers neuen Kleidern. Man könnte danach eigentlich kaum noch annehmen, daß die N-Strahlen die Wissenschaft noch weiter beschäftigen würden. Diese Vermutung erweist sich jetzt als ganz irrig, denn vor der Pariser Akademie der Wissenschaften sind in einer der letzten Sitzungen zwei Vorträge über die N-Strahlen gehalten worden, und zwar einer von einem recht namhaften Physiker, Professor

Mascart, der sich zum Zweck der Vornahme von Experimenten freilich mit Dr. Blondlot zusammengesetzt hatte, dessen Nähe sich im Hinblick auf die Beurteilung der Frage von dem Sein oder Nichtsein der N-Strahlen durch eine ansetzende Kraft als bedenklich erwiesen hat. Außerdem waren noch zwei andere Physiker zugegen gewesen. Die deutlichsten Erfolge der Messungen glaubte selbstverständlich Blondlot selbst angeben zu können, jedoch hatten auch die anderen Forscher bei den unabhängig vorgenommenen Messungen im allgemeinen übereinstimmende Ergebnisse, so daß Mascart an dem tatsächlichen Vorhandensein der N-Strahlen nicht mehr zweifeln zu können glaubt. Es handelte sich diesmal um die Feststellung eines Spektrums der Strahlen, das bei ihrer Brechung durch eine Aluminiumprisma entstehen soll. An zweiter Stelle gibt ein anderer an den Versuchen beteiligt gewesener Gelehrter, Dr. Guton, ein Gutachten über den objektiven Bestand der N-Strahlen ab. Er will sich davon überzeugt haben, daß, wenn diese Strahlen auf den primären Punkt eines Herzhöhen Oscillators gelenkt werden, der Glanz des sekundären Funkens abnimmt. Diese Wirkung ist auch auf photographischem Wege festgehalten und bestätigt worden und soll in 37 Experimenten stets klar hervorgetreten sein. Der dabei benutzte Apparat wird genau beschrieben, ebenso die Vorsichtsmaßregeln, die für eine einwandfreie Vornahme der Versuche notwendig sein sollen. Es wird nun den Physikern wohl nichts anderes übrig bleiben, als sich aufs neue mit den gespensterhaften N-Strahlen zu beschäftigen. Bisher war es immer so gegangen, daß die Physiker, die für sich allein ihre Experimente machten, zu dem Schluß kamen, das Ganze sei eine „physiologische Illusion“ oder, wie man sich deutsch mit Vorsicht ausdrücken könnte, ein unbewußter Schwindel. Dagegen hatten die mit Blondlot gemeinschaftlich arbeitenden Gelehrten häufig wirklich zu sehen vermocht, was der Entdecker der N-Strahlen ihnen zu zeigen versprochen hatte. Wie in diesem Wirrwarr völlige Klarheit hineinkommen soll, läßt sich vorläufig noch nicht absehen. —

Humoristisches.

go. Humor im brasilianischen Urwald. Ein deutscher Lehrer in Südbrasilien erzählt folgendes Geschichtchen: Die deutschen Schulkinder hier in Brasilien stehen mit dem Hochdeutschen auf keinem besonders guten Fuße. Meist wird nur der von den Eltern oder Großeltern überkommene Dialekt gesprochen und verstanden. Da nun auch infolge der engbegrenzten örtlichen Verhältnisse das Verständnis der Kinder nicht weit reicht, so hat man manchmal seine liebe Not, ihnen dies und jenes begreiflich zu machen, dafür erlebt man aber auch manchen Spaß. Neulich las ein achtjähriges Mädchen in Schusters Biblischer Geschichte die Stelle vor, wo Abraham an Stelle seines Sohnes einen Widder zum Opfern findet. Da ich der Kleinen hinsichtlich ihrer Kenntnis vom Widder nicht recht traute, so fragte ich sie zum Scherz, wie viel Beine so ein Widder habe. „Ei zwei“, sagte Mariechen ganz fix. In der ganzen Schule befand sich niemand, der das Wort verstand, so daß ich erklären mußte, es sei ein „Schafbod“ gemeint. Nun wollte ich aber doch wissen, warum das Mädchen so hurtig geantwortet hatte: „Zwei Beine“. „Njo“, sagte sie, „aich han gemaint, et wär 'n Witmann“. —

Notizen.

— Von den Büchern der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung wurden insgesamt bisher über eine Viertelmillion Exemplare gedruckt. —

— Mascagnis dreiaktige Oper „Tris“ ist von der Romischen Oper erworben worden. —

— Die Hauptversammlung der Verbindung für historische Kunst wird in Nürnberg stattfinden. Die Verbindung hat bisher 90 Gemälde für den Gesamtbetrag von 666 000 Mark erworben. —

— Kopfverunstaltungen bei den Germanen. Man hat lange gezwifelt, ob die das erste Mal im Jahre 1820 gefundenen, in germanischen Reihengräbern vielfach vorkommenden turmartigen Schädel mit Quereindrud und niedriger Stirn künstliche Mißbildungen seien. Man hat auch gedacht, daß es sich dabei vielleicht um Avaren-Schädel handelt. Jetzt ist, nach den „Münch. N. N.“ ein solcher Schädel bei Heilbronn in einem dem fünften Jahrhundert angehörenden germanischen Grabe gefunden worden. Man kann nicht mehr zweifeln, daß die Sitte der Kopfverunstaltung (wie sie heute noch bei verschiedenen Naturvölkern besteht) von den Germanen geübt wurde und zwar ausschließlich an Weibern. —

— Die Japaner haben in Korea einen Wetterdienst eingerichtet. Als Leiter ist der japanische Meteorologe Wada tätig. —

— Ein artiges Stüchlein bureaukratischer Gedankenlosigkeit leistete sich, wie aus Halle der „Frankf. Ztg.“ berichtet wird, die auswärtige Zahlstelle einer dortigen Hauptkasse, die wörtlich an letztere folgende Anfrage richtete: „Ruß von den verstorbenen Pensionären zum 1. März d. Js. ebenfalls eine Hauptquittung eingefordert werden?“ Leider ist nicht bekannt geworden, ob nicht jene nach der gleichen Schablone gedankenlosen Arbeitens geantwortet hat: „Soweit tunlich, ja!“ —